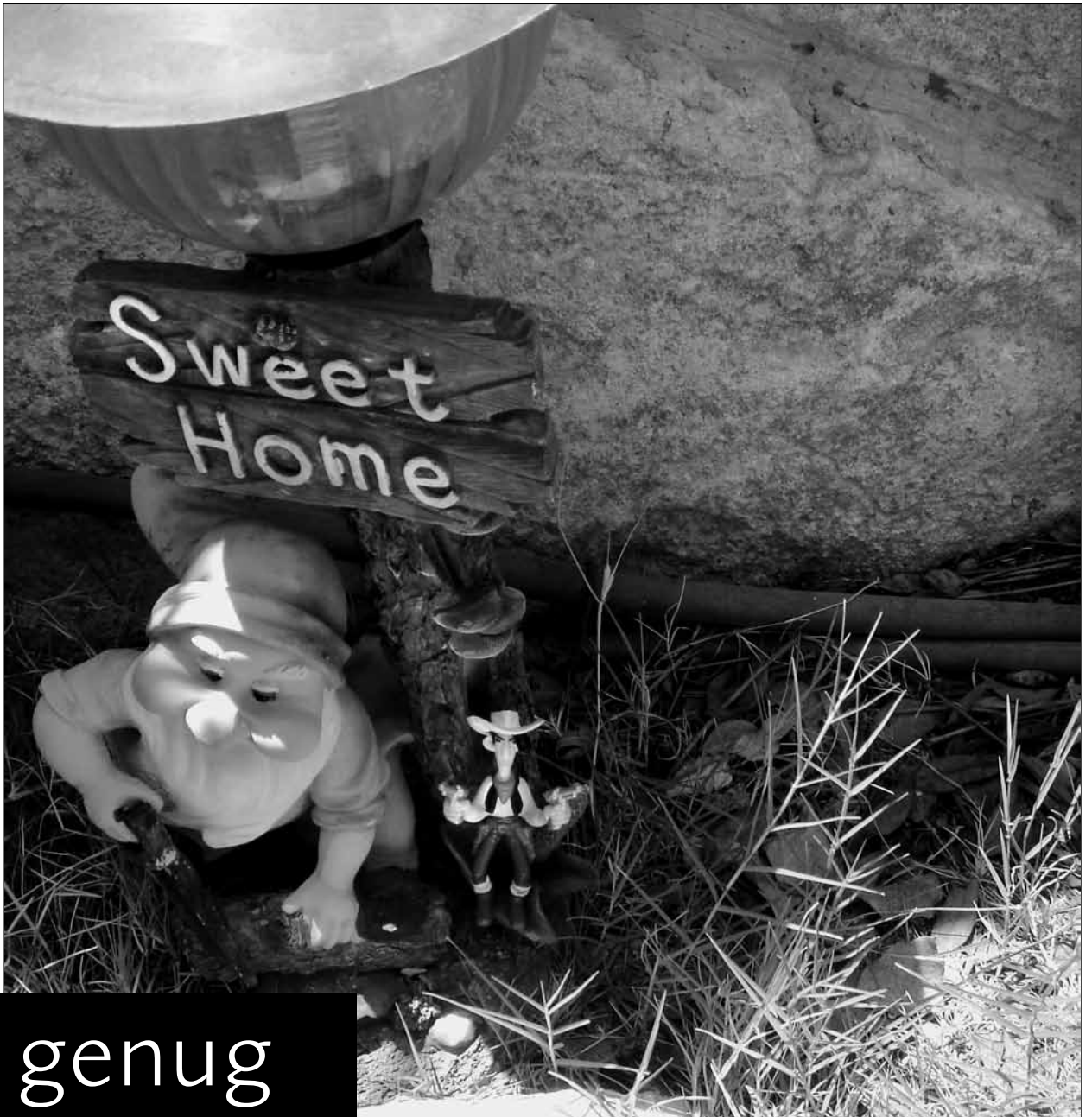


Feministisch-
theologische
Zeitschrift
Februar 2013
29. Jahrgang

FAMIA 1



genug

Editorial



Zu viel - mehr als genug - genug - gerade genug - nicht genug - zu wenig ...

Gerne würde ich das Wörtchen *genug* steigern können. Doch immer wieder gesellen sich neue Begriffe hinzu, die ich nicht in die Reihenfolge einpassen kann: Ist *knapp* weniger als *gerade genug*, ist *zu viel* mehr als *mehr als genug*? Und dann möchte ich noch die biblische *Fülle* einreihen, die Prophezeiung, auf die ich als Theologin immer verweise, die meine Hoffnung ist. Wenn ich an das Angebot in unseren Einkaufsläden denke, könnte die Steigerung gegen oben für mein Empfinden in *viel zu viel* bis hin zu *masslos* gehen. Überhaupt: Bei diesem Thema habe ich zuallererst immer Bilder von Nahrung im Kopf. Die Auswahl von zwanzig Mayonnaise-Sorten beim Grossverteiler. Die Sorge meines übergewichtigen Vaters, es könnte zu wenig zu essen im Haus haben. Das Gemaule meiner Kinder am Esstisch. Meine Freude an einem Dessertbuffet. Die leeren Blicke hungernder Menschen ...

Meine Freundin Fay engagiert sich in der food waste (zu deutsch: Lebensmittelverschwendung)-Bewegung. Die Initiative sensibilisiert für die tägliche Nahrungsmittelverschwendung. In der Schweiz sind es mindestens ein Drittel aller Esswaren, die nicht in einem Magen, sondern im Abfall landen: Das macht täglich 320 Gramm pro Person! Die EssensretterInnen versuchen einerseits, uns, die wir in nahrungsmittelreichen Weltgegenden leben, zu motivieren, sorgsam mit Essen umzugehen. Andererseits gelangen sie an die Lebensmittel produzierende und reglementierende Seite: Zu viel wird bereits auf den Feldern liegen gelassen, wird kurz nach Ladenschluss entsorgt – food waste hat lokale wie globale Folgen und muss auch politisch angegangen werden.

Meine Freundin ging eine Zeit lang regelmässig „Müll tauchen“: Sie sammelte noch Brauchbares aus den Müllcontainern hinter den Läden. Bis zu neunzig Prozent ihrer Mahlzeiten stammten aus dem, was andere wegwerfen – genug für Fay. Heute sind die Container verschlossen: Ihr Inhalt könnte dem Ansehen der BesitzerInnen schaden.

Ich sehe Bilder von Kindern, die sich anderswo von Müllbergen ernähren müssen – *genug* ist das nicht für sie ...

Simone Rudiger

Inhalt

<i>Tania Oldenhage</i> Nicht genug Zum Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg	3
<i>Ina Praetorius</i> Marktplatzphilosophie Unterschriften sammeln für ein bedingungsloses Grundeinkommen	4
<i>Béatrice Bowald</i> Nachdenkliche Marktgängerin Überlegungen zum bedingungslosen Grundeinkommen	6
<i>Reinhild Traitler</i> «Damit ihr allzeit volle Genüge habt» Biblische Spuren	8
<i>Uta von Winterfeld</i> Ça suffit! Anmerkungen zu Suffizienz und Herrschaft	10
<i>Moni Egger</i> Was ist genug? Ilsebills Streben und Hansens Glück	12
<i>Sabina Poulsen</i> Genug – ein Lebensgefühl	14
<i>Sabine Tscherner-Babl</i> «Solo Dios, basta!»	16
Literatur und Forum	17

Was ist genug?

Ilsebills Streben und Hansens Glück

Moni Egger

«Bedürfnisse und Begehren [sind] zu unterscheiden: Ebenso wie die Bedürfnisse äussert sich das Begehren in Wünschen und Wollen. Doch während die Bedürfnisse dafür sorgen, dass Menschen (über)leben können, dass sie beispielsweise nicht verhungern oder erfrieren, drückt sich im Begehren die Sehnsucht nach einem ›Mehr‹ aus, das dem Auf-der-Welt-Sein Sinn gibt. Während es im Zusammenhang mit den Bedürfnissen ein Genug gibt, bezieht sich das Begehren immer auf ein ›Mehr‹, auf Fülle. ... Manchmal wird das Begehren mit bestimmten Inhalten verwechselt, an denen auch dann noch festgehalten wird, wenn das Begehren längst woanders ist.»¹

genug von alten Bildern

Märchen wissen von Gier und Genügsamkeit, von Begehren als Anstiftung, über sich selbst hinaus zu wachsen und vom Kampf um Befriedigung der Grundbedürfnisse. Besonders bekannt und beliebt sind zwei Märchen aus der Grimmschen Sammlung, die sich auf gegensätzliche Weise mit dem Thema «genug» auseinandersetzen. «Von dem Fischer und seiner Frau» erzählt von Ilsebill, die sich vom Pisspott bis in den Himmel wünscht und schliesslich wieder im alten Elend landet. «Hans im Glück» hingegen verliert lachend über mehrere Etappen all seinen Lohn. Da haben wir's wieder einmal: Hybris und masslose Gier ist weiblich, so war's schon bei Eva und so ist's auch bei Ilsebill (und so wird's demnach auch immer sein). Und dem nicht genug, beide verführen auch ihre Männer, an der sündhaften Übertretung mitzuwirken (was 1812 auch die Brüder Grimm in ihrem Kommentar zum Märchen anmerkten). Wie löblich dagegen der genügsame Hans, der in jeder Lebenswende sein Glück findet. – Jaja ... Nein! Nein!

Hans, blind vor Glück

Der Schwank vom Hans im Glück kann geradezu als Anti-Märchen bezeichnet werden: Der Held zieht nicht in die Welt, sondern heim zur Mama; er gewinnt nichts, sondern verliert nur; er gibt sein Gut nicht aus Mitleid, sondern aus Dummheit. Dass er sich dennoch glücklich wähnt, ist der Gipfel der Ironie. Alle Tauschgeschäfte fallen zu Hansens Ungunsten aus. Zum Tausch animiert ist Hans jeweils durch banale Motive: Er ist zu träge, zu Fuss zu gehen; er fürchtet sich vor dem Pferd; er möchte Milch und Butter; er mag lieber Schweinefleisch als solches der Kuh usw., bis er beim Trinken am Brunnen noch das Letzte verliert, was ihm blieb. Solcherart von momentanen Lüsten getrieben gibt Hans jedes Mal frohgemut wieder her, was er kurz zuvor gerade noch unbedingt haben wollte. Er kehrt schliesslich mit lee-

ren Händen zur Mutter heim und merkt nicht einmal, wie er Mal um Mal übers Ohr gehauen wurde. Glück mag ich dem nicht sagen, so lieb mir der Gedanke auch ist, dass Glück nicht von Materiellem abhängt. Aber Hans hat für seine Tauschgeschäfte eben gerade nicht dieses Motiv. Es geht ihm sehr wohl darum, die eigene Lust zu befriedigen. Er merkt einfach nicht, dass er dabei objektiv gesehen nur verliert. Das macht ja erst die Ironie des Schwanks aus.

Ilsebill, raus aus dem Elend

Etwas komplizierter ist die Sache beim Fischer und seiner Frau. Ausgangspunkt ist hier grosse materielle Not. Ähnlich wie Hans verkennt der Fischer den Ernst der Lage. Ohne Hinweis von Ilsebill wäre er gar nicht auf die Idee gekommen, dass er in einem Mangelzustand lebt: «Was sollte ich mir wünschen?», fragt er ganz naiv, nachdem er den sprechenden Fisch gefangen hat. Auch hier zeigt der Verlauf des Märchens, dass dahinter keine Haltung der Bescheidenheit steckt. Vielmehr ist es die Angst vor Veränderung, die dem Fischer jeden Fortschritt verwehrt: «Jetzt soll es so bleiben», sagt er Mal um Mal nach Erfüllung eines Wunsches seiner Frau. Der Mann selbst wird nicht aktiv, er rennt nur als Vermittler zwischen seiner Frau und dem Butt hin und her. Ilsebill hingegen erkennt die Not und auch den möglichen Ausweg daraus. Sie ist zielstrebig und kann damit viel bewirken. Nachdem es zunächst um die Befriedigung eines Grundbedürfnisses geht (Wärme und Schutz), entwickelt sich ihr Wünschen und Wollen in Richtung Begehren. Sie wird König, Kaiser und schliesslich Papst (stets in der männlichen Form!).

Bedürfnis und Begehren

Ilsebills Problem könnte darin liegen, dass sie nicht beachtet, wie der Hintergrund ihrer Wünsche sich ändert. Aus dem Bedürfnis nach einem menschenwürdigen Leben wird das Begehren nach Selbstentfaltung (dafür steht im Märchen die Königs-Rolle). Solches kann aber nicht durch blosses Wünschen gestillt werden. Selbstentfaltung braucht die eigene Tat, sie kann nicht delegiert werden. Es geht hier nicht um Hybris und Selbstüberschätzung. Dass die Wünsche immer grossartiger werden zeugt nicht von Gier, sondern davon, dass das Begehren nicht erfüllt wurde. Statt dessen wurde stets nur ein äusseres Pseudobedürfnis kurzfristig gestillt. Dass in solchen Fällen nach dem nächst grösseren Wagen, dem noch besseren Fernseher, dem noch ausgefalleneren Schmuck verlangt wird, ist ein bekanntes Muster.

«Natürlich hast du immer davon geträumt, dass es einmal anders werden wird», beginnt Reinhild Traitler ein literarisches Gespräch mit Ilsebill.² Ja, stellen wir uns vor, wir würden nicht davon träumen und so wie der Fischer uns ohne

Nachdenken mit dem Pisspott zufrieden geben! Wir hockten im besten Fall immer noch nackt im Paradies. Eher aber wäre wohl das göttliche Abenteuer «Mensch» längst gescheitert und vergessen.

Beziehungsgeschichte

Im Verlauf des Märchens steigern sich Tempo und Übertreibung in der Wunscherfüllung. Die vorletzten drei Wünsche von König, Kaiser, Papst geschehen an einem einzigen Tag! Der dazugehörige Hofstaat wird immer phantastischer. Und die Zufriedenheit Ilsebills hält kaum mehr einige Atemzüge. Ilsebill spürt, dass das Erreichte nicht dem entspricht, was sie wollte, dass es ihr nicht entspricht. Das Wünschen verselbstständigt sich und gerät zu einer Art Sucht: «... die Frau aber konnte gar nicht einschlafen und warf sich die ganze Nacht von einer Seite auf die andere und dachte immer darüber nach, was sie wohl noch werden könnte, und konnte sich doch auf nichts mehr besinnen.» Die Frau drängt ohne Rast und Ruh immer weiter. Der Fischer seinerseits bestaunt jedes Mal seine Frau: «Das steht dir gut», sagt er zu ihr – und merkt nicht, dass es eben *nicht* gut ist. Mir scheint, hier liegt ein weiterer Schlüssel zum Märchen: Es wird eine Beziehungsgeschichte erzählt. Anfang und Schluss des Märchens weisen darauf hin: «Es war einmal ein Fischer und seine Frau, die wohnten zusammen» – «und da sitzen sie noch bis auf den heutigen Tag». Es ist die Geschichte von beiden: Ein Paar, das sich gegenseitig negativ verstärkt. Sie ist zielstrebig, er ängstlich blockierend, sie weiss um das Nötige, er hätte die Verbundenheit zur Naturkraft, kann sie aber nicht nutzen. Und beide erkennen nicht, was sie selbst tun sollten, was dem Gegenüber gut täte und was für sie als Paar das Beste wäre.

genug ist genug

Am Schluss sitzen sie wieder im Pisspott. Das klingt sehr nach Strafe. Aber das will mir nicht passen und so suche ich nach anderen Möglichkeiten des Verstehens. Zweierlei bietet sich mir an. Zunächst anthropologisch: Da sitzen sie wieder. Aber es ist nicht das gleiche Sitzen. Mit etwas Glück und etwas Verstand haben sie gemerkt, dass Begehren nicht auf Inhalte reduziert werden kann. Dass also ihr Dasein nicht vom Äusseren abhängt, sondern davon, wie sie es gestalten. Gemeinsam haben sie das beste Potential dazu – wenn sie denn lernen, wirklich zusammenzuspinnen, statt zu drängen (sie) und zu verweigern (er). Das Märchen erzählt davon zwar nichts – aber ich wünsche es den beiden von Herzen. Und dann theologisch: Ilsebill will so sein wie Gott. Im Grunde ist auch das nicht überheblich, sondern biblisch grundgelegt. Gott schafft die Menschen als Ebenbild Gottes. So auch die alten Kirchenväter: Gott wurde Mensch, damit der Mensch vergöttlicht werde. Das Streben nach Gottähnlichkeit ist urchristliches Streben. Die Crux ist nicht der Wunsch an sich, sondern die Vorstellung dieser Ähnlichkeit. Ilsebill macht «so sein wie Gott» daran fest, die Sonne aufgehen lassen zu können. Die vom Butt gewährte Konsequenz hingegen ist, dass Ilsebill und ihr Mann wieder in ihrem Pisspott sitzen. Und wenn ich nun davon ausgehe, dass das nicht Strafe ist, sondern Wunscherfüllung? Dann sagt uns das etwas über des Fischerpaares Gottähnlichkeit aus. Diese hat also etwas damit zu tun, den Ort auszufüllen, der einem wirklich entspricht und ganz zu sich selbst zu kommen. Weder Ilsebill noch der Fischer waren ja be-fried-igt mit König-



Kaiser-Papst. Und etwas Zweites. Gott kommt nicht im Prunk zur Welt, sondern im armseligen Stall. Das Streben nach Reichtum und Macht ist menschliches Streben. Gottähnlichkeit zeichnet sich gerade durch die Umkehrung dieser Werte aus. Das hatte Ilsebill bestimmt nicht im Sinn bei ihrem Wünschen. Und ihr Mann ebenso wenig – das stürmische Meer lese ich als Ausdruck seiner Angst. Aber vielleicht haben sie ja verstanden und das Märchen hört eigentlich so auf: Da sitzen sie noch bis auf den heutigen Tag – und sind zufrieden und froh.

Und wenn *sie* nicht verstanden haben, so können zumindest *wir* verstehen und uns vehement und laut gegen die frauenfeindliche und darin gotteslästerliche Auslegung dieses Märchens positionieren. ■

¹ Ursula Knecht, Caroline Krüger u.a., ABC des guten Lebens, Darmstadt 2012, 32–33.

² Reinhild Traitler, Ilsebill. Die Frau, die nicht weiss, was sie werden will, DAS MAGAZIN, Tages-Anzeiger und Berner-Zeitung BZ, Nr. 4, 27./28 Januar 1989.

Moni Egger, Dr. theol., ist FAMA-Redaktorin und bekommt nie genug von Märchen.

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Jeannette Behringer, Zürich
Béatrice Bowald, Kriens
Moni Egger, Thalwil
Esther Kobel, Basel
Tania Oldenhage, Glattbrugg
Simone Rudiger, Basel
Jacqueline Sonogo Mettner, Meilen
Christine Stark, Zürich
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Stefanie Süess, Zürich

Druck:

Sihldruck, Zürich

Abonnement:

Normalabo: Fr. 32.–
GönnerInnenabo: ab Fr. 45.–
StudiAbo/KulturLegi: Fr. 25.–
Auslandabo: Fr. 35.–/Euro 26.–
Einzelnummern: Fr. 9.– zzgl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich



Retours:
Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

Bildnachweis

Seiten 7, 8, 11, 13, 14: Abfall-Impressionen aus Kleinbasel von Cécile von Mutzenbecher. Titel- und Rückseite sowie Seite 4: Moni Egger.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Vorschau

Das Thema der nächsten Nummer lautet: **in_out**